

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 57 (1931)
Heft: 23: NEF

Artikel: Semiramis versieht sich
Autor: Scharpf, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-463906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Semiramis versieht sich

Professor Diegelman, der bekannte Assyriologe, bewohnte eine herrliche Villa am Englischen Garten. Sein gastliches Haus stand immer Künstlern und interessanten Persönlichkeiten offen, die auch seiner schöngeistigen Frau einen angenehmen Verkehr boten.

Auch mich beherbergte einmal ein Diegelman'sches Mansardenstübchen einige Zeit und ich freundete mich rasch mit dem lebenswürdigen Ehepaar an. Die Frau war eine reizende Dame, von ebenso mädchenhafter wie exotischer Erscheinung, eigentlich hieß sie Agathe, aber der Professor hatte sie zu Ehren der Königin Sammuramat in Semiramis umgetauft, der Hausherr war ein feelenguter Mensch, wenn er auch oft mitten im Gespräch ins Assyrische wegsank und Ansichtsartengrüße zuweilen in Keilschrift zu schreiben pflegte.

Eines Abends saß ich mit ihm allein am Kamin. Er zeigte mir die neueste Nummer der Revue d'Assyriologie. Darin war sehr fesselnd über die Sitten und Gebräuche der Babylonier berichtet. Ein Abschnitt handelte von dem bösen Blick und von dem Versehen oder Verschauen der Frau, jenem uralten Aberglauben, daß das Kind im frühesten, noch ungeborenen Zustande durch äußere Eindrücke der Mutter zu beeinflussen sei.

„Die Wissenschaft steht diesen Ammenmärchen natürlich skeptisch gegenüber“, erlaubte ich mir zu bemerken.

„Das ist ihr Beruf“, sagte Diegelman, „aber Volksweisheit ist der Wissenschaft meist um eine Nasenlänge voraus. Und gerade an diesem Aberglauben ist mehr als ein Körnchen Wahrheit, davon können Sie überzeugt sein. Ich kenne eine Familie, da ist das Phänomen des Versehens erwiesen.“

„Ei, was Sie sagen!“

„Wenn es Sie interessiert, will ich es Ihnen verraten, es ist meine.“

„Wie?“ staunte ich, „Herr Professor belieben zu scherzen.“

„Durchaus nicht.“ Der Gelehrte rückte an seiner Brille. „Hören Sie. Ich heiratete meine Frau vor acht Jahren aus reiner Liebe. Damals war sie siebzehn, nächstens können Sie ihr zu ihrem fünfundschwanzigsten Geburtstag gratulieren. Unsere drei Kinder kennen Sie, die übermütigen Rangen. Und nun passen Sie auf. Da ist Sardanapal, mein Aeltester. Er erschien im zweiten Jahre unserer Ehe. Damals wohnte der jugendliche Held des Nationaltheaters Klingjor, den Alfred Kerr in I. bis VI. Strophen als den besten Romeo besang und perkutierte, bei uns. Ich sage Ihnen, von diesem Menschen ging ein hinreißender Zau-

ber aus, dem sich sogar die Männer nicht entziehen konnten. Sehen Sie hier seine Photographie. Das ist er. Nicht wahr, ein schöner, markanter Kopf? Und nun studieren Sie einmal genau das Gesicht und denken Sie nach, ob es Sie nicht an wen erinnert? Finden Sie nicht eine frappante Ähnlichkeit mit meinem Sardanapal heraus?“

„Ja, hm, ja, wohl, so auf den ersten Blick“, stotterte ich verlegen.

„Ach ja, der gute Klingjor, er war uns ein idealer Freund“, fuhr Diegelman fort. Meine Frau sah ihn sechzehnmal als Romeo und leider nur vierzehnmal als Don Carlos. Er machte auf die Sensible solchen Eindruck, daß, wie Sie sehen, auch Sardanapal davon nicht unberührt blieb.“

„Wah-wahrhaftig!“ lallte ich.

Diegelman ließ mich von meinem Erstauen nicht erholen, er fuhr weiter:

„Dann malte der Maler Schlieffenbach bei uns im Atelier, der nun in England Hofmaler geworden ist und mit dem Viktorienorden ausgezeichnet wurde. Sein Selbstporträt hängt hier an der Wand. Betrachten Sie es, bitte.“

„Wie?“ hob ich die Augen, „existiert am Ende da auch irgend eine Ähnlichkeit?“

„Hier handelt es sich um unsere kleine Ninive, die nach Sardanapal zur Welt kam“, nickte der Professor. „Sie ist ganz die Mutter. Aber, und das ist noch viel auffallender, durch gewisse Gesten und Bewegungen erinnert sie manchmal so sehr an Schlieffenbach, daß man es nicht übersehen kann. Meine Frau und ich haben das wiederholt beobachtet. Das Kind kann diese Eigentümlichkeiten von ihm nicht abgequakt haben, denn als es geboren wurde, war er schon in London.“

„Merkwürdig“, lehnte ich mich in meinem Fauteuil zurück, „höchst merkwürdig. Unter-

liegen Herr Professor da wirklich keiner Einbildung?“

Der Assyriologe überhörte meinen Einwurf. „Und was sagen Sie zu unserem Nesthäkchen, zu Salmanassar?“ rief er geradezu triumphierend. „Das wird Sie wohl überzeugen. Vor zwei Jahren hatten wir den Cellisten Joachimson zu Gast. Ein wilder Beethovenkopf, mit einem gewaltigen roten Haarschopf, der ihn noch dämonischer aussehend entließ. Er stürmte immer wie ein verrückter Titan durchs Haus, aber wenn er spielte, meinte man, die Engel musizieren zu hören. Und das ist der dritte Fall. Denn Salmanassar, unser Kleinsten, hat ganz seinen brennenden Haarschopf, obwohl Semiramis und ich schwarz sind. Jetzt sind Sie aber stumm?“

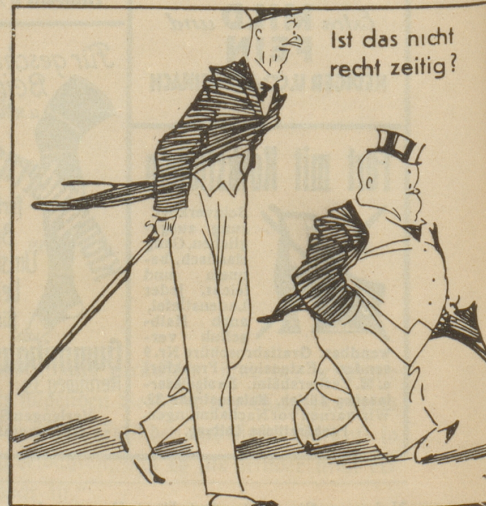
Tatsächlich, mir blieb das letzte Hm in der Kehle stecken. Diese babylonischen Phänomene verschlugen mir die Sprache. Ehe ich einen Laut herauszuhusten imstande war, klopfte mir Diegelman auf die Schulter. „Mein Bester“, sagte er, „Sie sind Berufssatiriker, schreiben professionell frivol über die Frauen. Ich habe es Ihnen natürlich die ganze Zeit über genau angesehen, was Sie sich dachten. Aber ich kann Ihnen versichern, ein Versehen oder Verschauen im Sinn eines Betruges liegt da nicht vor. Semiramis und ich leben in einer vorbildlich harmonischen Ehe, wie Sie es wohl selbst zugeben werden. Fehltritte kommen da nicht in Frage.“

„Wo denken Sie hin, Herr Professor“, entsetzte ich mich pflichtschuldigst, „so ein Gedanke wäre mir nie gekommen, trotz meiner manchmal verworfenen Phantasie. Ich möchte nur vermuten, daß Sie den Launen eines Zufalls oder einer Suggestion zum Opfer gefallen sind.“

Und dann gab der Gelehrte noch weitere interessante Forschungsergebnisse aus der



J. Millar-Watt



Geschichte der Assyrer zum Besten, bis seine Frau erschien. Es wurde noch ein sehr netter, angeregter Abend, dem noch viele andere nette, angeregte Abende folgten.

Ich bedauerte es dann aufrichtig, als ich nach einigen Monaten die schöne Villa am Englischen Garten wieder verlassen mußte, da ich ins Ausland abberufen wurde. Unter den Eindrücken einer völlig fremden Umwelt und behaftet mit zeitgemäßem Undank für empfangene Wohltaten, vergaß ich bald das assyrische Ehepaar. Bis ich einmal, von Ge-
wissensbissen aufgerüttelt, eine Karte los-
ließ und mich nach dem Befinden der Die-
gelman'schen Familie erkundigte.

Wie erstaunte ich, als der Professor mit einem langen Brief antwortete, darin er auch auf unser Gespräch am Ramin zurück-
kam und auf die Abhandlung in der Revue
d'Assyriologie über das Verschauen der Ba-
bylonierinnen. Und er überraschte mich mit
einem neuen Beweis. „Unser Jüngster,“
schrieb er, „Abad, ein äußerst fröhlicher
Knabe, hat ganz Ihre blauen Augen
und die gebogene Nase, bester Freund. Zwei-
feln Sie nun noch immer an dem Phäno-
men des Versehens, Sie ungläubiger Tho-
mas?“

Ich verfaßte daraufhin umgehend einen
herzlichen Gratulationsbrief und zweifelte
nicht mehr länger an dem Phänomen des
Versehens.

Heinz Scharpf

XXXV. Schweizerisches Schachtournier in Winterthur



Prof. Dr. O. Nägeli, Bern

Ch. Kabinovitch

Wenn die Presse preßt?

Eine Autofachzeitschrift weiß zu berichten, daß
Er preßfahrten per Auto den Schnellver-
kehr vermitteln ...

Soll natürlich heißen ... Expresserfahrten.
Was die Expresser bezwecken ist klar ...
nämlich niedrigere Eisenbahntarife. —
Was gedenkt die Eisenbahndirektion gegen
diese Expresser zu tun?

Notiz der „Aronacher Zeitung“:

„Der Ziegenzuchtverein war mit 40 Mann
erschienen. Elf Stück wurden verkauft und

dabei ein Durchschnittspreis von 20 bis
30 Mark erzielt.“

Infolge dieses günstigen Angebotes empfeh-
len wir kaufslustigen Damen, sich um die
restlichen 29 zu bewerben.

In einer „Freiburger Zeitung“ stand fol-
gendes Inserat:

„Heirat. — Durch bittere Erfahrungen
suche ich einen häßlichen Mann. Bin groß,
schlank, blond und von angenehmem
Außeren. Bedingung: Gute Stellung und

etwas Barvermögen. Nur ernstgemeinte
Zuschrift mit Bild (wird ehrenwörtlich
zurückgesandt) unter Chiffre ...“

Wozu das Bild? Aber ich lege es immerhin
bei, damit Sie prüfen können, ob ich häß-
lich genug bin.

Ihr Febo.

„A.-Anzeiger“:

„Erklärung. Ich Unterzeichnete fühle mich
gezwungen, da mein Mann als allgemein
viel zu guter und ehrlicher Mensch weit
und breit bekannt ist, in die Öffentlichkeit
zu bringen, daß sich kein so Unterhändler
oder andere arbeitsscheue Objekte mehr zu
wagen getrauen, demselben beim Biertisch
etwas abzudrücken. Ich warne hiermit je-
dermann vor solchen Manipulationen und
erkenne solche Käufe grundsätzlich nicht an.
Frau A. R.“

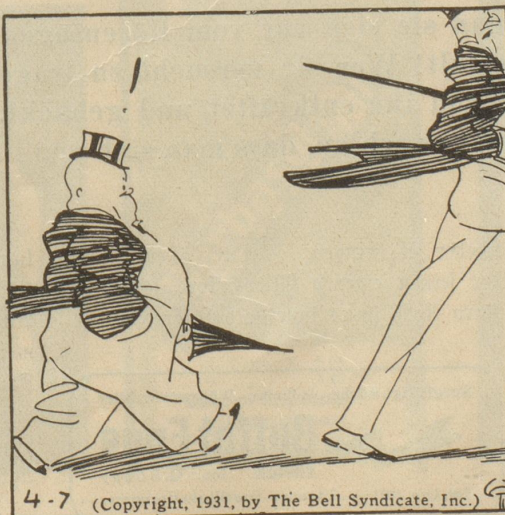
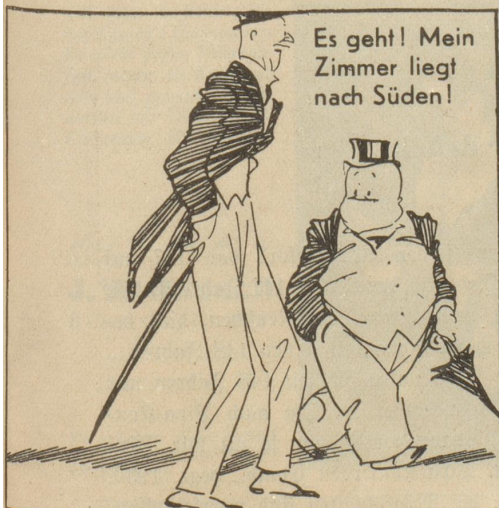
Wieder mal ein typisches Beispiel für
das schwache Geschlecht!

Moz hat seine zweieinhalb Zentner Lebend-
gewicht. Und kauft sich doch ein Kleinauto!

Eine Schar Bengels wohnt Mozens ver-
geblichen Versuchen bei, seinen Corpus in
dem Behälter zu verstauen.

Schließlich ruft einer:

„Soll ich Ihne mit eme Schuhlöffel
hälfe?“



4-7 (Copyright, 1931, by The Bell Syndicate, Inc.)